

# Die Illusion, dass man sich kennt. Schweizerisch-ungarische Beziehungen zwischen 1945 und 1956 [David Tréfás]

Autor(en): **Zimmer, David**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **58 (2008)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Greifen nah. Es ist das grosse Verdienst von Hanna Zweig-Strauss, diese Seite von Mayers brisanter Tätigkeit aufgrund bisher nicht berücksichtigter und nicht zugänglicher Quellen ans Licht gebracht zu haben.

Über die Darstellung der neuen Erkenntnisse hinaus gehört es zu den stärksten Seiten der Biographie, dass sie die Möglichkeiten und Grenzen des Handelns von Saly Mayer aufzeigt. Weshalb Mayer in der Flüchtlingsfrage ausgerechnet die Nähe zu den Chefbeamten im EJPD, zu Heinrich Rothmund und Max Ruth, suchte, hat in der Vergangenheit immer wieder Kopfschütteln ausgelöst. Mayer kannte Ruth aus St. Gallen. Es müsste ihm bewusst gewesen sein, dass es sich beim Adjunkten der Polizeiabteilung Ruth nicht nur um einen scharfen Antisemiten handelte, sondern um den konzeptionellen Kopf und den eigentlichen Architekten der auf Abwehr ausgerichteten schweizerischen Niederlassungs-, Einbürgerungs- und Flüchtlingspolitik der damaligen Zeit. Saly Mayer ging jedoch davon aus, dass er ohne Zusammenarbeit mit der Fremdpolizei gar nichts bewirken konnte. Zudem fühlte er sich in der Flüchtlingsfrage von den bürgerlichen Parteien im Stich gelassen und die Landeskirchen schienen ihm aufgrund antijudaistischer Vorstellungen sowie latenter Bekehrungsansprüche zwiespältige Partner zu sein. Darüber hinaus engte er selbst seinen Spielraum auch ein, denn für den St. Galler Freisinnigen war eine Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie schlicht undenkbar. Ausserdem kümmerte sich Saly Mayer nicht um Öffentlichkeitsarbeit, wobei diese zur Zeit des Vollmachtenregimes auch wenig aussichtsreich schien. Die mangelnde Fähigkeit zu kommunizieren und der Hang autoritativ zu entscheiden, führten schliesslich zum Scheitern von Saly Mayer als Präsident des Dachverbandes der jüdischen Gemeinden. Zugleich waren diese Eigenschaften, seine ausgeprägte Verschwiegenheit und sein selbständiges Agieren, die ideale Voraussetzung für das verdeckte Arbeiten in Zeiten grösster Bedrohung, was zahllosen Juden während des Zweiten Weltkriegs das Leben rettete. Es hat viele Jahre gedauert, bis die Kehrseite der nationalen, kontroversen Sicht auf Saly Mayer durch die internationale Perspektive erweitert wurde. Es ist zu wünschen, dass auch diese Seite ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit dringt.

*Patrick Kury, Basel/Bern*

**David Tréfás: Die Illusion, dass man sich kennt. Schweizerisch-ungarische Beziehungen zwischen 1945 und 1956.** Zürich, Chronos Verlag, 2008, 303 S.

Nachdem der 50. Jahrestag des ungarischen Volksaufstandes von 1956 und der nachfolgenden Aufnahme von über 12 000 ungarischen Flüchtlingen in der Schweiz auch hierzulande ausführlich begangen worden ist und in der Publizistik breiten Niederschlag gefunden hat, legt der Basler Historiker David Tréfás mit seiner Dissertation nun eine Untersuchung vor, die sich der Vorgeschichte dieser Ereignisse annimmt. Ohne Kenntnis der schweizerisch-ungarischen Beziehungen in der Zeit vor 1956 lässt sich die damalige grosse Anteilnahme der Schweizer Bevölkerung nämlich kaum nachvollziehen.

Anders als Christoph Späti in seiner vergleichbaren Studie zu den schweizerisch-tschechoslowakischen Beziehungen zwischen 1945 und 1953 rückt David Tréfás die kollektiven Identitäten der Schweiz und Ungarns in den Mittelpunkt, deren Konstruktion er als «machtpolitisches bzw. aussenpolitisches Instrument» versteht (S. 16). Seine Grundthese ist, dass «die spezifischen Ausprägungen der 'kollektiven Identitäten' zumindest in Teilbereichen der schweizerisch-ungarischen Geschichte handlungsleitend wirkten» (S. 13). Der methodologischen

Herausforderung, zwischen der kollektiven Identität und dem Eigen-/Fremdbild der Regierung auf der einen Seite und der Bevölkerung auf der anderen Seite zu unterscheiden, begegnet Tréfás, indem er nicht nur Quellen aus staatlichen Archiven in der Schweiz und in Ungarn heranzieht, sondern auch Archivalien von Privatpersonen und zivilgesellschaftlichen Organisationen sowie unzählige Presseberichte auswertet. Thematisch beschränkt er sich auf «vier Bereiche, die für die schweizerisch-ungarischen Beziehungen am aussagekräftigsten sind, nämlich die Segmente Politik und Diplomatie, Wirtschaft, Kirche und Emigration/Auslandskolonie» (S. 22–23). Diese vier Themenbereiche untersucht Tréfás in drei chronologisch aufeinanderfolgenden Teilen unterschiedlichen Umfangs: «Die Nachkriegszeit» (119 S.), «Im Kalten Krieg» (58 S.) und «Der Ungarn-Aufstand und die Schweiz 1956» (33 S.).

Dadurch, dass das gleiche Thema – z. B. die Kontakte zwischen Reformierten, Katholiken und Juden in der Schweiz mit ihren Glaubensbrüdern und -schwestern in Ungarn – während jeder dieser drei Perioden dargestellt wird, ergeben sich gewisse Redundanzen, die allerdings überhaupt nicht störend, sondern im Gegenteil sogar hilfreich sind. Eher störend sind hingegen die unzähligen Verweise auf andere Textstellen im Buch, die ein unablässiges Hin- und Herblättern mit sich bringen. Ein Beispiel: Auf S. 55 stösst man auf die nicht näher erläuterte «Tarr-Affäre», der man schon vorher einmal begegnet zu sein glaubt. Also blättert man einige Seiten zurück und findet auf S. 49 tatsächlich einen früheren Hinweis auf den «Fall László Tarrs», jedoch erneut ohne Details. Schlägt man die dortige Anmerkung 156 nach – wie die anderen Anmerkungen als Endnote in den hinteren Teil des Buches verbannt –, wird man auf S. 112 des Buches verwiesen, wo die «Spionageaffäre László Tarr» schliesslich doch noch ausführlich zur Darstellung kommt. Überdies wird in einigen Anmerkungen (z. B. 26, 405, 430, 562, 567, 637, 843) auf Literatur verwiesen, die im Quellen- und Literaturverzeichnis fehlt. Und weshalb Tréfás die wichtigen, für sein Thema relevanten Beiträge von László Mraz, Eckhard van Herck, Rita Lanz, Regula Schiess, Peter Keresztesy, Nóra Tátrai Infanger und Urban Stäheli, die er zweifellos kennt, nicht im Quellen- und Literaturverzeichnis aufführt, ist unverständlich.

Wie Tréfás aufzeigt, weisen die kollektiven Identitätsentwürfe der Schweiz und Ungarns fallweise divergierende oder konvergierende Züge auf, wobei deren Gegenüberstellung gelegentlich etwas schematisch wirkt. Die Petitpierre-Doktrin des damaligen Bundesrates (1944–1961) und EPD-Vorstehers Max Petitpierre – Neutralität, Solidarität, Universalität, Disponibilität als aussenpolitische Maximen – betrachtet Tréfás geradezu «als Kodifizierung der kollektiven Identität der Schweiz» (S. 212). 1956 wurde Ungarn in der Schweiz dann «zu einem Kristallisationspunkt aller innenpolitischer Zwänge und Probleme ..., und es bot sich die Chance, das im und nach dem Zweiten Weltkrieg aufgebaute Selbstbild der Schweiz in die Tat umzusetzen, dem offiziellen Identitätsentwurf nachzuleben» (S. 216–217). Und weiter: «Angesichts der Untersuchung der Flüchtlingspolitik des Bundes im Bericht von Carl Ludwig, bot sich den Verantwortlichen nun die Möglichkeit, alles besser zu machen als damals. Der Ludwig Bericht lag schon 1955 vor, wurde aber zwei Jahre lang zurückgehalten. Dies ermöglichte es dem Bundesrat, seine Flüchtlingspolitik von damals ex post mit dem positiven Verhalten gegenüber den Ungarn-Flüchtlingen zu relativieren» (S. 227).

Geschichtsschreibung darf sich nicht auf die Darstellung der Ereignisse beschränken, sondern muss diese auch interpretieren. Zwar mögen sich einige Lese-

rinnen und Leser – besonders solche, die die Ereignisse seinerzeit selbst miterlebten – daran stören, dass Tréfás das Verhalten der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges und den seiner Meinung nach übersteigerten Antikommunismus in der Nachkriegszeit kritisch bewertet, ja sogar einen Zusammenhang zwischen den beiden Phänomenen herstellt, doch Tréfás argumentiert stringent und überzeugend und stützt sich auf eine breite Quellenbasis. Sein Buch ist eine facettenreiche, dichte, gut geschriebene Geschichte schweizerisch-ungarischer Beziehungen im Nachkriegsjahrzehnt.

*David Zimmer, Bern*

Christian Müller, Leprahilfe Schweiz (Hg.): **Lepra in der Schweiz**. Zürich, Chronos Verlag, 2007, 310 S., 35 Abb.

Lepra ist eine Krankheit, die weltweit existiert und in der Schweiz während 1600 Jahren auftrat. Früher versuchten Kirchenverantwortliche den Kranken zu helfen. Eine wirksame medizinische Behandlung setzte aber erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts spürbar ein. Das hier anzuzeigende Buch zur schweizerischen Leprahilfe ist in vier Kapitel gegliedert. Das erste Kapitel gibt Schilderungen der Lepra im Altertum und im Frühmittelalter wieder. In der Schweiz wurde Lepra im 4. Jahrhundert erstmals beobachtet. In ganz Europa entstanden ab dem 6. Jahrhundert Leprosorien; der Abt Othmar von Sankt Gallen errichtete im 8. Jahrhundert in der Nähe des dortigen Klosters ein Spital für Aussätzige.

Im zweiten Kapitel über Mittelalter und frühe Neuzeit wird die Lebensform der Kranken beschrieben. Das Siechenhaus stand ausserhalb der Stadt in Abstand zur gesunden Bevölkerung. Diejenigen Kranken, die darin keinen Platz hatten, zogen als so genannte Wandersiechen frei herum. Anfangs kümmerte sich die Kirche, etwa der Lazaritenorden, um die Leprakranken. In der Neuzeit übernahmen die Verwaltungsorgane in den Städten die Pflege und Anordnungen für Aussätzige. Der Umzug von der gewohnten Wohnsituation in das Siechenhaus bedeutete den Verlust der bisherigen sozialen Stellung, die Aufgabe der Erwerbstätigkeit und den Vermögensverlust. Für die Schweiz sind 172 Siechenhäuser belegt, tatsächlich müssen es aber weit über 200 gewesen sein. Klöster nahmen vereinzelt ebenfalls Aussätzige auf. Schenkungen und Vergabungen ermöglichten den Leprosorien einen laufenden Betrieb. Die Städte reglementierten das Leben der Kranken inner- und ausserhalb der Siechenhäuser. Man kommt für die Schweiz des 15. und 16. Jahrhunderts auf eine Gesamtzahl von etwa 1000 Aussätzigen. Im 14. Jahrhundert waren es mehr, während die Zahl im 16. Jahrhundert abnahm.

Die Aufenthaltsdauer im Siechenhaus betrug zwischen 2 und 20 Jahren. Alle Leprahäuser verfügten über eine Kapelle und einen eigenen Geistlichen. Regelmässiger Kirchgang und Gebet gehörten während des gesamten Mittelalters zu den Anforderungen, die an die Insassen der Siechenhäuser gestellt wurden. Der Alltag war daneben strikt geregelt, sodass etwa Ungehorsam Verweise zur Folge hatte. Die Feld- und Wandersiechen zogen überall von Ort zu Ort herum. Niklaus Manuel hat sie dargestellt.

Man betrachtete die Leprakranken als nicht Gleichberechtigte am Rande der Gesellschaft. Sie waren Objekte sowohl des Mitleids wie des Abscheus. Die Tagsatzung befasste sich von 1490 bis 1619 mit den Wandersiechen. Man begegnete ihnen gegenüber mit Wachsamkeit und schränkte ihre rechtliche Stellung ein. Die Möglichkeit, Geschäfte selbst zu besorgen und über ihr Eigentum zu verfügen, wurde den Aussätzigen in der Schweiz im 15. und 16. Jahrhundert entzogen. Nach katholischer Auffassung blieb die Ehe bestehen, wenn eines der beiden Eheleute